

wort hergeleitete These, daß Jesus im Glauben und, wie im Blick auf die agnostischen Zeugnisse hinzugefügt werden muß, Unglauben der Gegenwart zu sich selbst erwacht.

Wenn irgendwo, liegt in diesem Erwachen der Keim der Hoffnung, daß ungeachtet aller gegenläufigen Tendenzen eine Stunde der Glaubenserweckung angebrochen ist. Sein Erwachen ist der Grund unserer Erweckung zu verstehender Glaubensaneignung und lebendiger Glaubenspraxis. Deshalb ist entscheidend daran gelegen, daß der Glaube nicht mehr so sehr als das Werk des Glaubenden, umsomehr jedoch als die Wirkung des Geglaubten begriffen und vollzogen wird.

Marie-Louise  
Gubler

Das  
faszinierende  
Ärgernis Jesus

*Über der faszinierenden Persönlichkeit Jesu wird leicht vergessen, daß und wie sehr dieser Jesus zu seiner Zeit und – zum Teil aus anderen Gründen – auch heute wieder ärgerniserregend war und ist, wie dies im folgenden dargestellt wird.*

red

„Ich kenne die Herrlichkeit des Herrn, Alleluja!“ tönt es beschwörend aus einem Abteil des Intercityzuges von Oslo nach Stavanger. Eine Frau mittleren Alters redet unablässig auf eine Reisegefährtin ein. Deutsche und norwegische Boulevardzeitungen liefern ihr Stoff für entrüstete Ausrufe. Sie spricht vom kommenden Gericht, von der bösen Welt und von Jesus, dem Herrn. Sie redet und redet, für alle im Abteil Sitzenden hörbar, die sich gelangweilt oder peinlich berührt abzulenken versuchen. Anderntags – es ist ein sonniger Sonntagmorgen in Kristiansand – erlebe ich einen überraschenden Kontrast: zur katholischen Kirche strömen Kinder, junge Frauen und Männer, alles Vietnamesen. Die bereits gut besetzte Kirche empfängt die Eintretenden mit einem rhythmischen, vollen Gesang, offenbar dem Rosenkranz. Ein holländischer Priester und zwei Touristen sind die einzigen Europäer. Hier sind wir alle Fremde, die das Fest des norwegischen Heiligen Olav begehen. Die Kinder füllen den Chorraum, gesammelt folgen die Frauen und Männer den Worten des Priesters. Von der vietnamesisch gesungenen Messe ist kein Wort verstehbar, und doch entsteht durch die vertrauten Gesten und die beiden Namen „Maria“ und „Pontius Pilatus“ im Credo (den geschichtlichen Marken von Geburt und Tod Jesu) eine Zugehörigkeit.

Alle singen unter der Anleitung einiger älterer, von ihrer leidvollen Geschichte gezeichneter Männer mit. Diese scheinen die zweite und dritte Generation der einstigen „boat-people“, die das Schicksal in den hohen Norden verschlagen hat, zusammenzuhalten. So hat die „Nordlandmission“ (mit dem Ziel der Rückgewinnung Skandinaviens für die katholische Kirche) eine unerwartete Aufgabe erhalten: Sie ermöglicht Vertriebenen ein Stück geistiger Heimat, verkündigt Jesus in der einstigen Muttersprache und erhält so für die Kinder der Flüchtlinge beide lebendig. Beeindruckt und nachdenklich habe ich diesen Gottesdienst verlassen. Wer ist dieser Jesus, der Menschen auf solche Weise und unter solch ungewöhnlichen Umständen zusammenführt? Wer ist er, daß er Fremde zu „Nahen“ macht? Wer ist er aber auch, daß von ihm in sektiererischer Manier als dem Herrn der Frommen und als Heilmittel gegen die böse Welt geredet wird? Oder wer ist er für jenen sonst ganz unauffälligen jungen Mann, auf dessen T-Shirt steht „Christianity is stupid“? Dieser Jesus, den die Kirchen verkünden und zugleich vereinnahmen, den eifrige Anhänger religiöser Gruppen andern ungefragt aufdrängen, der jungen Menschen zunehmend überflüssig erscheint und der selbst den säkularisierten Gesellschaften in ihren Symbolen, Institutionen und Traditionen unentbehrlich bleibt, dieser Jesus wird heute neu zur offenen Frage.

### Der faszinierende Jesus

In den letzten Jahren hat die *sozialgeschichtliche Exegese* auf die Wirklichkeit des sozialen Umfeldes eines Ereignisses aufmerksam gemacht. Auch Jesus und seine Botschaft haben einen ganz konkreten Hintergrund. Die Zeit der römischen Besetzung der Provinz Syrien-Judäa war für die Bevölkerung eine schwierige Zeit. Die „Pax Romana“ war mit Steuern und Repression der Landbevölkerung erkauft. In die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen nationalistischen Zeloten und römischen Soldaten gerieten immer wieder Unbeteiligte gegen ihren Willen hinein. Aus den Aufzeichnungen des Josephus über den jüdisch-römischen Krieg bekommen manche neutestamentlichen Gleichnisse von hartherzigen Großgrundbesitzern und ihren Abrechnungsmethoden (Mt 25, 14–30), von Schuldklavenshaft (Mt 18, 23–34) und Gewaltanwendung (Mt 22, 1–10) oder Zusammenstöße Jesu mit den maßgeblichen jüdischen Kreisen um Herodes oder die Jerusalemer Priesterschaft Farbe und Aktualität. Über viele entscheidende Jahre des Lebens Jesu aber schweigt das Neue Testament. Es sind nur kurze Monate oder Jahre seiner öffentlichen Tätigkeit und sein Tod am Kreuz, die in der Überlieferung gleichsam focussiert wur-

den. Das Bild, das dabei entstand, ist das des heilenden Wundertäters, der täglich von Unzähligen verzweifelter Menschen belagert wird; des begabten Geschichtenerzählers, der in den Menschen Hoffnung weckt; eines Meisters, dem Männer und Frauen in bedingungslosem Vertrauen nachfolgen; eines rastlos Wandernden, der die galiläischen Dörfer durchzieht und seine Landsleute für seine Botschaft vom kommenden Gott zu gewinnen versucht; eines mutigen Herausforderers korrupter Autoritäten, der Konflikte nicht scheut. Die Evangelien verschleiern auch nicht das Verhängnis, in das Jesus in Jerusalem gerät, wo ihn die römische Besatzungsmacht mit Hilfe der lokalen Behörden vor einem Pessachfest exekutiert und wo einigen Frauen an seinem Grab die Botschaft von seiner Auferstehung zuteil wird. Was aber liegt hinter diesen fragmentarischen Überlieferungen? Immer wieder bricht mit Jesus und um ihn etwas von einer neuen Welt in den Erfahrungsbereich der Menschen, die ihm begegnen. Die Evangelien berichten von einem Ereignis, das sich auf einem Berg abspielte und dessen Zeugen Petrus, Jakobus und Johannes waren (der nicht näher bestimmte Berg wird als Tabor oder Hermon vermutet). Was die drei Zeugen erleben, ist ein visionäres Widerfahrnis, das sie zugleich erschreckt und fasziniert. Jesus erstrahlt in hellem Licht und spricht mit den längst Verstorbenen Mose und Elija. Mose und Elija verkörpern als Exponenten von Tora und Propheten nicht nur das Ganze der Schrift, sondern waren auch Menschen, deren Aufgabe mit jener Jesu auffällig korrespondierte. Mose sollte Israel sammeln und durch die Wüste in das Land der Verheißung führen, Elija mußte das schwankende Volk vor die Entscheidung für Gott stellen und so wieder zu dem werden lassen, was es ursprünglich war: Gottes Eigentumsvolk. Beide scheiterten an ihrer Aufgabe: Mose starb außerhalb des Landes, Elija wurde verfolgt und wollte sterben, bevor er am Horeb seinem Gott auf neue Weise begegnete. Das Lukasevangelium nennt als Inhalt des Gesprächs auf dem Berg: „Sie sprachen von seinem Ende, das sich in Jerusalem erfüllen sollte“ (Lk 9, 31). Jesus muß um sein Scheitern bereits wissen, wie die der Verklärungsszene folgenden Leidensankündigungen zeigen. Der *Vision auf dem Berg* folgt die *Himmelsstimme*, die Jesus zum Sohn Gottes erklärt. Es ist dieselbe Himmelsstimme, die auch bei der Taufe Jesu im Jordan erscholl, als „sich der Himmel öffnete“ (Mk, 1, 10 parr). Vom Einbruch einer andern Welt erzählt auch die merkwürdige Begebenheit vom „Vorübergehen“ Jesu auf dem See Genezareth, als sich die Jünger im Boot vor Dunkelheit und Sturm fürchten. Sie

erschrecken, sind bestürzt, und der Versuch des Petrus, Jesus auf dem Wasser entgegenzugehen, scheitert kläglich im Hilferuf „Herr, rette mich!“ (Mt 14, 22–32). Das Neue Testament sieht in der Taufvision, der Verklärungsszene, im nächtlichen Vorübergang auf dem Wasser, aber auch in den Totenerweckungen *Vorwegnahmen der österlichen Erscheinungen des auferstandenen Jesus*. Nicht zufällig sind diese mit dem Gottessohnbekenntnis verknüpft. Manifestationen einer andern Welt (in neutestamentlicher Sprache: des Reiches Gottes) werden vor allem an entscheidenden Wendepunkten und in Grenzsituationen erfahren: Bei der Taufe tritt Jesus aus der Anonymität heraus in seine Aufgabe; der Verklärung auf dem Berg geht eine längere Wirksamkeit Jesu in Galiläa voraus und folgt der Gang nach Jerusalem, wo der Tod droht; dem nächtlichen Vorübergang auf dem See gehen die Nachricht vom Tod des Täufers und die Speisung der Volksmenge voraus, die in den Jüngern brennende Fragen aufwarfen, auf die sie keine Antwort fanden. Zudem befinden sie sich in Gefahr. Auch den Ostererscheinungen selbst geht das furchtbare Ereignis des Kreuzestodes Jesu voraus. Die paradoxe Nähe von Bedrohung und Grenze, aber auch vom Einbruch einer ganz neuen Dimension der Wirklichkeit muß um Jesus spürbar gewesen sein.

### Der ärgerniserregende Jesus

Es gibt auch eine andere Seite Jesu: *das Ärgernis*. Da ist zunächst die Tatsache wichtig, daß Jesus *Galiläer* war. Nach Flavius Josephus sind die Galiläer besonders wagemutig und radikal<sup>1</sup>. Ihrer geographischen Lage im Grenzgebiet gegen Syrophönizien wegen galten sie als unberechenbar, aber auch neuen Ideen zugänglich und welt-offen. Die national-religiösen Widerstandstraditionen aus der Makkabäerzeit waren bei den oft landlosen, am Rand des Existenzminimums lebenden Bauern Galiläas noch lebendig. In den Höhlen des Taubentales versteckten sich Banden solcher Verzweifelter, überfielen römische Truppen in Blitzaktionen oder rächten sich an fremden Grundbesitzern. Jesus spielt auf ein Blutbad an, das Pilatus an galiläischen Pilgern verübte und von dem er sich offenbar eine abschreckende Wirkung auf wirkliche oder vermeintliche Auführer ausrechnete (vgl. Lk 13, 1–2). Daß Jesus Galiläer war, machte ihn von vornherein für die maßgeblichen Kreise in Jerusalem suspekt. So konnten es sich viele ganz einfach nicht leisten, mit ihm im gleichen Atemzug genannt zu werden. Vielleicht liegt

<sup>1</sup> Josephus, BJ 3, 3: „Denn die Galiläer sind von früher Jugend an kriegerisch und seit jeher zahlreich [...] Ihre Standhaftigkeit, ihr Wahnsinn, ihre Seelenstärke, wie immer man es bezeichnen mag, erregten allgemeine Bewunderung.“

darin eine Erklärung für die spürbare Distanz der eigenen Familie Jesus gegenüber („Er ist von Sinnen“, sagen sie bei der Kunde von seinem öffentlichen Auftreten und wollen ihn mit Gewalt nach Nazareth zurückschaffen, Mk 3, 21). Vielleicht erklärt es auch die Furcht des Rats Herrn Josef von Arimathäa (nach Joh 19, 38, ebenso Nikodemus) und das plötzliche Umschlagen der messianischen Hochstimmung der Menge beim Einzug Jesu in Jerusalem, als sie von der Verhaftung erfahren (Mk 11, 8ff; 15, 29f). In ihrer Angst und in ihrer Verweigerung einer Stellungnahme gleichen die Zeitgenossen Jesu jenen Kindern im Gleichnis, die weder Beerdigung noch Hochzeit mitspielen wollen, d. h. sich weder auf den Täufer Johannes noch auf Jesus einlassen wollen, weil ihnen beides als zu riskant erscheint (Lk 7, 31–35; Mt 11, 15–19). Auch ihre konkret-materiellen Erwartungen erfüllt Jesus nicht: Als sie ihn nach der wunderbaren Speisung zum König proklamieren wollen, entzieht er sich ihnen (nach Joh, 6, 15); als sie über seine eindruckliche Kurzpredigt in Nazareth staunen, erinnert Jesus sie an den verweigerten Glauben ihrer Vorfahren und erregt damit ihren Zorn (beinahe hätten sie ihn gelyncht! Lk 4, 16–30). Selbst nach der Hinrichtung Jesu klagen zwei enttäuschte Jünger: „Wir aber hatten gehofft, daß er der sei, der Israel erlösen werde!“ (Lk 24, 21). Wie sehr sich Jesus jeder Einordnung entzieht, zeigt eindrucklich das *Streitgespräch um die Kaisersteuer*. Die Emissäre des Hohen Rates (nach Mk 12, 13–17 Pharisäer und Herodianer, nach Lk 20, 20 Spitzel der Schriftgelehrten und Hohenpriester) hatten eine kluge Falle ausgedacht, in die Jesus fast unausweichlich tappen mußte. Plädierte er für Steuerverweigerung, machte er sich der Rebellion schuldig, sprach er sich dagegen für Steuerzahlungen aus, konnte ihm dies als Kollaboration mit der Besatzungsmacht und als Verrat an der nationalen Sache ausgelegt werden. Jesu Reaktion ist eine überraschende Provokation: Er, der im Tempel vorschriftsgemäß kein Geld bei sich trägt, zwingt mit seiner Frage nach dem Aussehen des Denars seine Gegner, einen aus ihrer Tasche zu ziehen – sie werden damit ohne Worte der Kollaboration überführt und darauf vor die Gewissensfrage gestellt, ob nicht gerade sie, in ihrem Taktieren und Lavieren mit der Besatzungsmacht, dem Kaiser das geben, was Gott allein gebührt, nämlich Anbetung und das Leben. Daß das Streitgespräch angesichts des Tempels stattfindet, macht die Sache brisant: dieser ist Haus Gottes, aber zugleich auch die jüdische „Staatsbank“, in der die Gelder der Pilger lagern. Die Gegner reagieren mit perplexem Schweigen (Lk 20, 26: „Es gelang ihnen nicht, ihn

öffentlich bei einem unüberlegten Wort zu ertappen“). Alle Jerusalemer Streitgespräche kreisen direkt oder indirekt um die Legitimation Jesu zu seinem Tun (vgl. Mk 11, 27–33 u. ö.). Die Frage, die alle beschäftigte und für die es keine Klarheit gab, ließ der Täufer Johannes aus dem Gefängnis an Jesus richten: „Bist du der, der da kommen soll, oder müssen wir auf einen andern warten?“ (Mt 11, 3). Jesus antwortet mit dem Hinweis auf seine Taten (Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Tote stehen auf, Armen wird frohe Botschaft verkündet) und endet mit dem rätselhaften Wort: „Selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt!“ (Mt 11, 6). Die frühe Evangelienüberlieferung weiß noch um das Ärgernis, das Jesus besonders für das jüdische Milieu bedeutet: Ein gekreuzigter Messias ist die Widerlegung jeglichen messianischen Anspruchs, auch wenn dissidente Kreise – wie in Qumran – vom Messias ben David annahmen, er werde im Befreiungskrieg fallen<sup>2</sup>. Jesus führt keinen Krieg, und seine Gewaltlosigkeit kontrastiert schroff zur zelotischen Idee und Praxis.

#### Jesus und die Syrophönizierin

Auch auf eine andere Weise wirkt Jesus anstößig, besonders für heutige Bibelleserinnen: z. B. in der *Heilungsgeschichte an der Tochter einer Syrophönizierin* (Mt 15, 21–28). Vor der Inquisition der Jerusalemer Schriftgelehrten zieht sich Jesus ins nichtjüdische Grenzgebiet von Tyrus und Sidon zurück. Auf die verzweifelte Bitte einer nichtjüdischen Mutter, ihre kranke Tochter zu heilen, reagiert Jesus unverständlich hart und „konfessionell“ eng. Zuerst ignoriert er die Frau einfach und bemerkt an die Adresse der Jünger: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt!“ Dann – durch die Hartnäckigkeit der Bittenden bedrängt – weist er die Frau schroff (und für unser Empfinden beleidigend) ab: „Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen!“ Die Unbeirrbarkeit, Schlagfertigkeit („Auch die Hunde bekommen die Brosamen vom Tisch der Herrn“) und der demütige Glaube dieser Mutter überwinden Jesu Widerstand, er heilt die Tochter. Selbst wenn diese Erzählung aus dem matthäischen Sondergut die kritisierte Heidenmission rechtfertigen will, indem sie betont, daß selbst Jesus gegen seinen ursprünglichen Willen den Schritt über Israel hinaus vollzog (Heilungen an Nichtjuden bilden die absolute Ausnahme), macht die Lektüre dieser Heilung wider Willen betroffen. In ihr verhält sich Jesus wie die jüdischen Männer seiner

<sup>2</sup> Die apologetischen Passagen bei Mt sind beredete Beispiele dafür: vgl. Mt 27, 62ff, 19. 24ff oder Mt 16, 17: „Nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart . . .“

Zeit, teilt ihre Vorurteile gegen Frauen und Heiden und wirkt fast arrogant. Es braucht wohl die Unbefangenheit eines jüdischen Gelehrten, um wie Pinchas Lapide dazu zu sagen: „Endlich darf im Neuen Testament einmal jemand außer Jesus recht behalten, und dazu noch eine Frau!“ Lapide sieht in der Korrekturbereitschaft Jesu einen Ausdruck seiner Seelengröße und seiner Befähigung als Lehrer der Menschen. Wie aber können solche Erzählungen von uns gelesen und verstanden werden? Einer ausschließlich an der Hoheit Jesu gelegenen und vom Johannesevangelium inspirierten Bibelauslegung sind solche Perikopen ungelegen. Sie werden entweder übergangen oder als spätere Bildung der judenchristlichen Kirche (des Mt) relativiert. Heutige Leserinnen und Leser ohne das Instrumentarium einer historisch-kritischen Auslegungsmethode stoßen sich schlicht daran. Viel aufmerksamer nehmen sie im Neuen Testament auch die spärlichen „Menschlichkeiten“ Jesu wahr, wie etwa seine zornigen Reaktionen (auf die Vorwürfe des Petrus, Mk 8, 33; auf die Abwehr der Kinder durch die Jünger, Mk 10, 14; auf das verstockte Schweigen der Synagogenbesucher, Mk 3, 5 u. a.), seine Traurigkeit (über Jerusalem, Lk 19, 41), seine innere Erschütterung (beim Tod des Freundes Lazarus, Joh 11, 33), seine Todesangst (in Getsemani, Mk 14, 32–41), oder seine jubelnde „Hochstimmung“ (bei der Rückkehr der erfolgreichen 72 Ausgesandten, Lk 10, 21). In den seltenen Erwähnungen der emotionalen Reaktionen Jesu interessiert sie gerade dieses Menschliche, nicht die christologische Hoheitsaussage. So wird aber für viele *die Frage nach Jesu Gottessohnschaft neu gestellt.*

#### Das Ärgernis und die Faszination zugleich

Die an der griechischen Begrifflichkeit orientierte Christologie ist nicht mehr in der Lage, heutigen Menschen das *Zugleich von Gottheit und Menschheit Jesu* plausibel zu machen. Allzusehr erscheint Gottheit mit Macht, Wundern und Hoheit verknüpft: Der Wundertäter, der Jungfrauensohn, der in göttlicher Vollmacht sprechende Offenbarer des Vaters sind schwerlich mit den oben genannten Begrenztheiten und Bedingtheiten eines Menschenlebens in Einklang zu bringen. Daß sich in der hebräischen Bibel die Aussage vom „Sohn Gottes“ durch Gehorsam gegen Gottes Willen erweist und sowohl vom König wie dem ganzen Volk Israel ausgesagt wird, ist den wenigsten bewußt. Die synoptische Versuchungsgeschichte ist ein schönes Beispiel für diese Spannung: Der Versucher vertritt die machtvolle Demonstration des Göttlichen, Jesus dagegen widersteht ihm, indem er sich auf die Schrift und damit Gottes Heilswillen bezieht (Mt 4, 1–11/Lk 4, 1–13). Das eigentliche Ärgernis Jesus liegt aber

auch nicht in einem irgendwie gearteten sozialen Protest „von unten“ (Jesus ist kein Proletarier, sondern gehört als Handwerker soziologisch zum Mittelstand), ebenso wenig in seinem radikalen „Anderssein“ gegenüber seinem jüdischen Milieu (der Jude Jesus wird heute wieder viel ernster genommen). Das wirkliche Ärgernis ist die ganz und gar unauffällig-gewöhnliche, menschlich-geschichtliche Vermittlung eines letztgültigen Anspruchs Gottes in Jesus. Zwar hat die theologische Tradition betont, daß Jesus mit der Annahme der „menschlichen Natur“ eine universale Bedeutung habe, doch die Verifikation dieser Universalität fällt schwer. Auch Israel hat im Bild der Völkerwallfahrt zum Zion den Anspruch erhoben, eine Botschaft für die Welt zu haben (Jes 2, 1-5), wobei die Völker selber kommen werden, um Recht und Frieden von Israel zu lernen. Die alte Kirche leitete aus ihrer Überzeugung die Verpflichtung zur Völkermission ab („Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern . . .“ Mt 28, 19) und konnte den Widerstand Israels nur als „Verstockung“ begreifen. Die Frage nach der universalen Bedeutung Jesu ist durch die Begegnung mit anderen Religionen heute noch schwieriger geworden. Das christologische Problem kann nur erhellert werden, wenn nach der spezifischen Botschaft Jesu gefragt wird: *Was hat Jesus von Gott gesagt und über Gott verkündet?* Die Gleichnisse – Jesu bevorzugte Sprechweise von Gott – erzählen vom nahen „Reich Gottes“ oder von der „Königsherrschaft Gottes“. Was damit gemeint ist, kann das Gleichnis von der *Einladung zum großen Festmahl* veranschaulichen (vgl. Lk 14, 16-24/Mt 22, 1-10). Der Herr (bei Mt ein König) hat ein großes Festmahl vorbereitet (bei Mt die Hochzeit seines Sohnes). Nun läßt er die bereits zuvor Eingeladenen herbeibitten. Das Erstaunlichste an dieser Geschichte ist nicht sosehr die Entschuldigung sämtlicher Gäste (mit mehr oder weniger plausiblen Argumenten), sondern die Tatsache, daß der Gastgeber sich sein Fest dadurch nicht zerstören läßt. Auch wenn alle Wichtigeres zu tun vorgeben und sich davonstehlen, findet das Fest statt. Dreimal sendet der Herr seine Diener aus und läßt von überall her Fremde und Randsiedler herbeibitten. Wie ein Refrain erklingt in der Geschichte die Aussage: „Es ist immer noch Platz . . . mein Haus soll voll werden“ (Lk 14, 16-24). Wie dieser Gastgeber ist Gott, sagt Jesus: Er hat Platz in seinem Fest des Lebens, viel Platz; er gibt allen Raum, selbst den Unvorhergesehenen und Fremden. Diese Absicht Gottes verdeutlicht Jesus, wenn er für alle sichtbar religiöse und gesellschaftliche Hindernisse durchbricht und Menschen

zusammenführt, die voneinander getrennt sind: die Frommen von den Sündern, die Eiferer von den Kollaborateuren, die gebildeten Schriftkundigen vom einfachen Landvolk, die Männer von den Frauen, die Mündigen von den Unmündigen. Jesu Gleichnisse und Praxis lassen die Umrisse einer neuen Welt und einer geeinten, egalitären Menschheit aufleuchten<sup>3</sup>. Der Gott Jesu ist als Schöpfer der Welt der Vater aller. Das „Reich Gottes“, das Jesus ankündigt, ist darum nicht irgendein fernes, jenseitiges Land über der Menschenwelt, sondern *die neue Schöpfung hier, mitten unter uns*. Und wie das Bild von der Völkerwallfahrt zum Zion im eindringlichen Appell an ethische Glaubwürdigkeit mündet („Ihr vom Haus Jakob, kommt, wir wollen unsre Wege gehen im Licht des Herrn!“, Jes 2, 5), so ruft Jesus seine Jüngerinnen und Jünger in die Nachfolgegemeinschaft und überträgt ihnen sein noch unvollendetes Werk. Die alles entscheidende Frage im Weltgericht wird darum sein, ob wir an irgendeinem notleidenden Menschen als einem Bruder oder einer Schwester zu handeln bereit sind, mit dem oder mit der sich Jesus identifiziert, oder ob wir sie als Nicht-zu-uns-Gehörige, als Fremde übersehen. *So ist Jesu Schöpfungsglaube letztlich der Angelpunkt seiner universalen Bedeutung*. Erst wenn irgendein Mensch in die Gemeinschaft der Christen kommen kann und staunend feststellen muß: „Wahrhaftig, Gott ist bei euch!“ (1 Kor 14, 15), hat die Kirche die Herausforderung begriffen, die in Jesu Botschaft von Gott steckt. Die christologische Frage ist auf der Ebene der theologischen Reflexion unlösbar und erübrigt sich auch nicht durch die Wiederholung und Einschärfung alter apologetischer Positionen. Der einzige Weg, der der Kirche heute offensteht, ist der einer überzeugenden Nachfolge Jesu in der Praxis. Gerade so aber ist Jesus von Nazareth heute in besonderer Weise *für die Kirche selbst* zum faszinierenden Ärgernis geworden.

<sup>3</sup> Darin kommt der Gedanke der Gottebenbildlichkeit des Menschen der biblischen Schöpfungstheologie ebenso zum Tragen wie die prophetischen Friedensvisionen, die auch Tiere und Pflanzen einschließen, vgl. Jes 11, 1–10; 65, 16–25; Ez 39, 8–10a; 47, 1–12 u. ö.